

Leben, Leisten, Erschaffen

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LEBEN, LEISTEN, ERSCHAFFEN

Von Jakob Wyrsch

I

Was meinen wir damit, wenn von jemandem gesagt wird, er habe bei einem Unglück just das nackte Leben gerettet? Im Grunde wohl das gleiche, wie wenn wir von einem andern, der geistig zerrüttet ist und scheinbar keine geistige Regsamkeit mehr zeigt, in ehrfurchtsloser und sachlich allermeist falscher Weise behaupten, er vegetiere nur noch. Und schließlich — da in den beiden Redensarten das Leben schlecht wegkommt, bei der ersten, weil es als nackt und damit als ärmlich-dürftig hingestellt, und bei der zweiten, weil es mit dem Wort Vegetieren verächtlich gemacht wird —, schließlich sei zum Ausgleich der Spruch des Römers angeführt, der von mehr Ehrfurcht dem Leben gegenüber zeugt: *primum vivere, deinde philosophari*.

Denn das Leben soll nicht zu kurz kommen. Es ist das Erste, und ohne es gibt es weder Leisten noch Erschaffen. Es ist nicht nackt und es besteht nicht bloß aus Vegetieren, anders gesagt aus dem Atmen, dem Schlafen, dem Wachen, dem Essen und dem Stoffwechsel, damit der Leib bestehe und sich erneuere. Dieses geschichtslose Leben gibt es nur bei niedern Tieren und ganz, ganz selten einmal im Endzustand einer Gehirnkrankheit, also am Anfang und am Ende des Lebendigen. Das menschliche Leben aber, wie wir es uns bei diesem Worte denken, hat seine Geschichte. Es will sich zur Geltung bringen, es setzt sich durch, es zeugt, pflanzt sich fort, sorgt sich um sich, und alles dessen ist es sich bewußt; und es weiß, mehr noch, darum, daß es mit ihm einmal zu Ende geht und daß es stirbt. Aber freilich, es spielt nur seine eigene kleine Geschichte, diejenige eines Menschen jetzt und hier, dem es Lust bringt, seine Fähigkeiten und Funktionen in Bewegung zu setzen, vielleicht sogar sich darin zu üben, aber nicht um dessentwillen, was dabei entsteht oder was er sich dabei erwirbt, sondern nur um der Bewegung und der Selbsterhaltung willen. Aber mit dieser Selbsterhaltung und Zeugung ist die Geschichte auch schon zu Ende, denn Sohn und Tochter, die zurückbleiben, stammen wohl aus dem väterlichen und mütterlichen Fleisch, aber jedes lebt sein eigenes Leben und sie setzen nicht das elterliche fort.

Dieses bloße, nackte Leben besteht also im Agieren der verschiedenen Fähigkeiten und im Reagieren auf alles, was gerade diesem Leben selbst widerfährt und zustößt. Und weil es so ist, so ist es bei jeder Tätigkeit immer ganz dabei. Es füllt den Augenblick in der Zeit und die Stelle im Raum, wo etwas geschieht und wo es tätig ist, immer vollständig aus. Oder man könnte auch sagen, die Zeit besteht für ihn nur im Augenblick und der Raum nur in der jeweiligen Stelle. Im Mittelpunkt der Welt des bloßen Lebens aber steht immer das Ich des Trägers. Von ihm geht alles aus und zu ihm kehrt alles zurück, Lust und Unlust, die Antwort auf den Reiz und die Abwehr, und dies ist wohl mit ein Grund, warum der vitale Mensch, wie man ihn etwa nennt, auf jedermann, der mit ihm zu tun hat, einen so unmittelbaren, hinreißenden Eindruck macht.

Aber gibt es diesen Menschen, der nur vital ist, der nur das nackte Leben lebt, in unsern Tagen überhaupt noch? Wir bilden uns ein, vor tausend oder mehreren tausend Jahren habe es ihn gegeben. Damals habe das Lebendigsein und das Spielenlassen seiner Fähigkeiten noch genügt zum Glück, und dank dessen sei der Mensch selbstverständlich eingebettet gewesen in das Spiel und das Weben der Natur, so daß die Grenzen zwischen diesem Ich, das seine Funktionen lebte, und zwischen den Andern in der Mitwelt und dem ganz Andern in der Natur nur undeutlich oder gar nicht das Bewußtsein seiner selbst gestört hätten. Wir bilden es uns so ein, und darum ertönt denn auch in jedem Jahrhundert zweimal, manchmal mit großem und manchmal mit fast keinem Widerhall, der Ruf: Zurück zur Natur! Die dies rufen, haben das Leben, von dem hier geredet wird, vielfach zur Hälfte verloren, und darum rufen sie nach einem Leben, das in sich beschlossen ist, nicht über sich hinaus will, nichts leisten will, das nur seine Fähigkeiten spielen läßt und sich selbst erhält, bis es einmal erlischt.

II

Aber jeder Ruf nach Rückkehr zur Natur ist bisher verhallt. Nicht nur, weil jene, die ihn erheben, dies nur darum tun, weil sie in höchster Gefahr stehen, auch das letzte Vitale, das ihnen noch blieb, zu verlieren, und weil darum ihr Ruf ein Notschrei ist nach etwas für sie Unmöglichem. Mehr noch, weil jene, die nicht in dieser Gefahr stehen und es also könnten, gar keine Lust haben, sich mit dem bloßen Leben und seinen Werten zu begnügen. Sie haben den Gewinn der Leistung kennengelernt und schätzen ihn höher ein als die Lust des bloßen Lebendigseins. Dieser Gewinn

besteht darin, daß wir es dank der eigenen Leistungen und derjenigen der andern bequem und komfortabel haben können und daß wir damit Ordnung in die Zwischenfälle und in das Unberechenbare des rein Natürlichen bringen. Was getan wird, soll nicht mehr bloß darum getan werden, weil es im Augenblick und an der Stelle Lust bringt oder weil es nötig ist, es zu tun, um weiter zu existieren oder gar nur um zu vegetieren, sondern es wird getan, und oft sogar mit Unlust, weil etwas dabei herauskommt. Darum geschieht es nicht mehr bloß aus Antrieb von innen oder als Antwort auf ein Widerfahrnis, sondern es ist eine Tätigkeit im Auftrag, auch wenn die Bereitschaft und der Wille des Tätigen sich mit diesem Auftrag auf halbem Wege trifft. Der Anstoß von außen ist immer das erste, und der Tätige reagiert nicht, sondern willigt ein. Was dann herauskommt, ist immer ein Werk, sei es, daß der Schlosser ein queres Schloß wieder zum Auf- und Zuschließen bringt, oder der Schreiner aus ein paar Brettern ein Gestell hobelt und leimt, oder der Einnehmer am Bahnschalter die Reisenden richtig bedient und am Abend eine Kasse vorweisen kann, die stimmt, oder der Techniker eine Maschine zusammenstellt, so daß sie läuft, oder der Wissenschaftler eine Uebersicht über Vorgänge und Fortschritte in seinem Fache schreibt. Jedesmal ist es eine Leistung, die herauskommt, oder sollte wenigstens eine sein, denn gelegentlich kann es geschehen, daß das Gestell schief steht oder die Kasse zuviel oder zuwenig enthält oder in der Uebersicht ein wichtiger Name vergessen wurde, und dann ist das Ziel verfehlt, aber irgendwohin hat die Leistung doch geführt.

Das Ergebnis der Leistung ist also sichtbar oder spürbar. Es ist ein Produkt wie das gebaute Vogelnest, und nicht bloß eine Funktion wie der Vogelflug. Und wenn es tausend ähnliche Gestelle gibt, und wenn die Arbeit eines Schalterbeamten von tausend andern in der gleichen tadellosen Weise geleistet wird, so daß das eine vom andern nicht unterschieden werden kann, so entsteht doch jedesmal etwas. Weil aber etwas entstehen soll, so muß der Tätige, der es leisten will, wohl im Augenblick und an der Stelle beginnen, aber dann muß er sofort vorausgreifen, in die Zukunft voraus und in den Raum hinein, damit das Entstehende auch Platz und Bestand findet. Dies ist der Grund, warum das Ich desjenigen, der die Leistung vollbringt, aus dem Mittelpunkt des Kreises, in dem sich sein Leben abspielt, beiseite rückt. Es kann nicht mehr so sein, wie wenn wir uns nur als lebendig fühlen und dieses unser Leben spielen und sich bewegen lassen wollen, denn das Geleistete, das ja ein Werk zu sein hat, muß nun neben dem Ich seinen Platz finden.

Aber gerade darin zeigt sich die Grenze der Leistung. Mit ihr

wird einer Forderung, einem Auftrag, einer Pflicht Genüge geleistet, es wird etwas so getan, wie es getan werden muß. Dank ihr haben wir Zivilisation und sind wir nicht mehr «Wilde». Aber was der Einzelne leistet, existiert nur, solange es mit ihm im gleichen Kreis verbunden ist. Dieser Kreis ist geschlossen und wird nicht gesprengt. Sobald dieser Einzelne verschwunden ist, ist auch seine Leistung dahin, und wenn die Andern einen Gewinn von ihr haben wollen, muß sie jeden Tag von einem Andern immer wieder neu geleistet werden. Es entsteht zwar nichts Neues dabei, sondern nur eine Wiederholung des nämlichen. Aber gerade dieser Wiederholung bedürfen wir, wenn wir aus Leistungen Nutzen ziehen wollen. Es ist ähnlich wie bei einer Maschine. Wie überflüssig wäre sie, wenn wir nur einmal und nicht jeden Tag wieder die nämlichen Leistungen fordern dürften! Und wie schrecklich, wenn sie plötzlich etwas Neues schaffen würde!

III

Denn durch das Erschaffen wird der sichere Kreis gesprengt. Es entsteht etwas Neues und, weil es als dies ein eigenes Sein hat, kann es gar nicht anders als aus dem Kreise ausbrechen, der es samt seinem Schöpfer umschloß, und dann steht es als Werk seinem Schöpfer gegenüber. Daß dieser es getan, bedeutet zwar auch eine Leistung, aber das Erschaffene ist mehr als das Geleistete. Sobald er den letzten Gedanken gedacht, den letzten Hammerschlag getan, den letzten Strich der Zeichnung oder des Planes gezogen, beginnt es aus sich selbst zu existieren und es hat eigene Dauer. Ja sogar das bloße Tätigsein beim Vollbringen einer Leistung ist etwas anderes als beim Erschaffen. Wenn im heurigen Frühsommer der Himalaja bestiegen wurde, so war dies eine prächtige, eine tüchtige Leistung, der man alle Achtung zollen muß. Aber etwas wesentlich anderes war es, als Petrarca im 14. Jahrhundert den Mont-Ventoux bestieg. Als bergsteigerische Leistung war es sicher auch für jene Zeiten bedeutend geringer einzuschätzen als der Himalaja, trotz den zahlreichen technischen Hilfen von heute, aber dafür eine erschaffene Tat, etwas Erstmaliges, eine Bergwanderung aus bloßem Naturgefühl und sonst zwecklos. Mit Recht hat Petrarca darum auf dem Gipfel weder naturwissenschaftliche Beobachtungen gemacht, noch Flaggen aufgepflanzt, sondern nach jenem Buch gegriffen, das am Beginn des geistigen Abendlandes steht, nämlich nach den Bekenntnissen des Augustinus.

Wer leistet, wiederholt etwas. Er macht es vielleicht besser oder

rascher oder kommt höher hinauf, aber immer ist es etwas, was in den Funktionen des Leibes und der Seele schon vorgegeben war und wobei es sich also nur darum handelt, diese Funktionen auf eine Aufgabe zu lenken, oder es ist Wiederholung von etwas Geschaffenen. Anders gesagt, es springt bei der Leistung nur ein neues Exemplar, aber kein neues Wesen heraus. Aber was bedeutet hier das Wort Neues? Es bedeutet, daß aus dem, was zur Hand und vorgegeben ist, also aus Gedanken und Worten und Einsichten anderer oder auch aus eigenen, daß aus dem Stoff, der vorliegt oder von andern bereitet wurde, eine Idee, ein Plan, ein Werk, eine Tat hervorgebracht werden, die so noch nicht durchdacht, ausgesprochen, entschieden oder getan wurden. Ihrer Tausende gehen mit den gleichen Gedanken um, betätigen sich am nämlichen Stoff, und nur dem einen oder andern gelingt es auf eine geheimnisvolle Weise, worüber er selbst ebensowenig Auskunft geben kann, wie es die Wissenschaft kann, Gedanken und Stoff so miteinander in Beziehung zu setzen, daß nicht bloß eine Leistung wiederholt wird, sondern daß eine Neuschöpfung herausspringt.

Derart kommt es zu zahlreichen Werken der Kunst, der Wissenschaft, der Technik, aber auch zu geschichtlichen Entscheidungen. Allerdings nicht immer, wenn jemand künstlerisch oder wissenschaftlich tätig sein will oder etwas erfinden will, denn bei allem diesem ist es auch möglich, daß nur geleistet und wiederholt wird. Es hängt nicht vom Beruf ab, sondern von der Gnade des Schöpfers, um es so zu nennen. Und diese Gnade erfahren nicht nur die Künstler und Wissenschaftler, sondern auch kleine und bescheidene Leute, etwa eine Mutter, die herausfindet, wie sie einem kranken Kind am besten bei der Pflege hilft, ein Mann, dem einfällt, wie er eine Aufgabe in anderer als der gewohnten Weise erledigen kann, ein Ratsherr, dem im rechten Moment vor einer nie vorher gesehenen Lage der rechte Ratschlag in den Sinn kommt. Ein derartiges Werkeschaffen ist den Menschen vorbehalten. Leben hat sogar die Pflanze, Leistungen vollbringen auch Tiere. Aus dem Vorhandenen etwas erschaffen, was vorher nicht da war, kann nur der Mensch. Es ist seine Größe, aber ist es auch sein Glück? Hier stoßen wir nun auf eine zweite Wesensverschiedenheit zwischen Leisten und Schaffen. Sein Lebendigsein betätigen macht glücklich, so haben es jene Rufer «Zurück zur Natur!» wenigstens gemeint, und vielleicht haben sie mit dieser Meinung recht. Das Leisten befriedigt. Erschaffen kann mit Lust oder mit Schmerz verbunden sein, aber es zehrt. Leben und Leisten gehen gut nebeneinander her. Man leistet acht Arbeitsstunden lang und ist nachher befriedigt und lebt mit Lust seinen Feierabend. Aber Leben

und Erschaffen? Der Schaffende muß transzendieren, nur so gelingt es. Es ist nicht mehr so wie bei der Leistung, wo das Ich und das Geleistete nebeneinander im Kreis bleiben. Das Erschaffene ist selbständig, ist «objektiviert», und weil wir wenigstens das eine wissen, daß beim Erschaffen nicht bloß die Fähigkeiten eingesetzt werden müssen, sondern tiefere Schichten der Person, so reißt das Erschaffene, bildlich gesagt, ein Stück des Ich mit sich fort. Der Schaffende wird damit zwar nicht entleert, er erholt sich wieder, sammelt sich wieder und schafft nachher wieder neu, aber die Möglichkeit des bloßen Lebens, des Spielenlassens der Fähigkeiten nur um der Bewegung und der Lust willen, geht dabei verloren, wenigstens bei vielen. Und darum erscheinen diese ständig Schaffenden vielfach so lebensfern, unwirklich, von Blässe angekränkelt und wie nicht recht zu Hause in der alltäglichen Welt.

Und dennoch drängt und zwingt es nicht nur sie, sondern alle, es immer wieder mit dem Schaffen zu versuchen. Denn wir wollen Dauer und Fortleben, wir können gar nicht anders. Wer aber nicht gläubig ist, dem bleibt dann nur die Hoffnung auf das geschaffene Werk, das zwar sein eigenes Sein hat, «objektivierter Geist» ist, aber ohne seinen Schöpfer nicht geworden wäre.